

»Kann man nicht schaurige Details über
Menschenquälerei auftreiben?«
*Zum historischen Hintergrund
der Sudanromane Karl Mays**

Am 28. April 1888 konnte die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (DOAG) in einem Pachtvertrag mit dem neuen Sultan von Sansibar endlich ihr Interessensgebiet um den wichtigen Küstenstreifen am Indischen Ozean erweitern. In diesem Vertrag erhielt die DOAG das Recht, alles noch nicht im festen Besitz befindliche Land zu übernehmen, ein Verkehrsnetz zu entwickeln und die Rohstoffe des Pachtgebietes auszubeuten; der lukrativste Teil der Vereinbarung betraf jedoch die Überschreibung der Zollpacht für den Küstenhandel. Damit setzte sich die DOAG endgültig in Konkurrenz zu den Interessen der einheimischen, vorwiegend arabischstämmigen Oberschicht, die für den Tauschhandel von Elfenbein gegen Waffen und Munition Handelswege von Sansibar über die ostafrikanische Küste bis nach Innerafrika angelegt hatte und kontrollierte. Ursprünglich war der Handel von Sklaven einträglicher Zwilling des Elfenbeinhandels gewesen, doch schon 1873 wurde auf englischen Druck hin der große Sklavenmarkt in Sansibar geschlossen. Damit war der Export von Sklaven aus Ostafrika weitgehend zum Erliegen gekommen, wenngleich er in Form von Schmuggelhandel immer wieder kurzfristig auflebte. Die Sklaverei selbst, also das Halten von Haus- wie Plantagensklaven, blieb jedoch soziokulturelle Realität und Fundament des wirtschaftlichen Lebens. Auch die neuen Kolonialherren wollten und konnten an der Sklavenhaltung wenig ändern, nicht zuletzt, weil sie für ihre Pläne zur wirtschaftlichen Expansion und zum Ausbau der Infrastruktur Arbeitskräfte benötigten, die in dem agrarisch strukturierten Land nur unzureichend vorhanden waren. Als im August 1888 die DOAG begann, ihre neu erworbenen Rechte zu realisieren, kam es unter der Führung von Bushiri bin Salim zu einem

* Vortrag, gehalten am 12. 10. 2007 auf dem 19. Kongress der Karl-May-Gesellschaft in Berlin.

Aufstand, dem sich nicht nur verbitterte Händler, sondern weite Teile der schwarzafrikanischen Bevölkerung anschlossen. Nur wenige Wochen später waren die meisten Stationen der DOAG zerstört, lediglich in den Hafenstädten Bagamojo und Daressalam überlebten einige Agenten in Reichweite deutscher Marinegeschütze.

Aus eigener Kraft konnte die DOAG das verlorene Pachtgebiet militärisch nicht mehr zurückerobern, der endgültige Verlust des Gebietes hätte aber einen fatalen Rückschlag für die kolonialen Interessen der deutschen Kapitalgeber bedeutet. So forderte die DOAG den Reichskanzler Otto von Bismarck zu einer Intervention des Reiches auf, um die Kolonialherrschaft zu sichern. Damit aber hatte die koloniale Entwicklung eine Eigendynamik entwickelt, die nun das von Bismarck bisher verfochtene deutsche Schutzbriefsystem in Frage stellte, das die Durchsetzung kolonialer Interessen privatwirtschaftlich strukturierten Chartergesellschaften überließ, um nicht die fein austarierte innereuropäische Machtbalance durch überseeische Abenteuer zu gefährden. Herbert von Bismarck, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, bilanzierte nüchtern seinem Vater das Dilemma: »Wir müssen entweder unsere Stellung in Ostafrika aufgeben (...) oder wir müssen die Verwaltung (...) von Reichs wegen übernehmen.«¹ Auch innenpolitisch bot die Kolonialfrage reichlich Zündstoff; zwar war die koloniale Begeisterung in der Bevölkerung stetig gewachsen, wichtige Parteien aber wie das katholische Zentrum und natürlich auch die Sozialdemokratie befanden sich weiter in Opposition zu überseeischer Expansionspolitik. So wurde die pauschale Denunziation der ostafrikanischen Rebellion als »Sklavenhändleraufstand« durch die DOAG zum manipulativen Hebel, um sowohl die Reichsregierung als auch die Bevölkerung selbst für eine militärische Intervention in Afrika zu gewinnen. Willkommener Hintergrund war dabei eine etwa seit 1887 in der deutschen, vor allem kirchlichen Publizistik unterhaltene Antisklaverei-Diskussion, in der ganz unterschiedlich begründete philanthropische Argumente nun für politisch-kommerzielle Interessen verwendet wurden.

Auf katholischer Seite dominierte damals in Deutschland, ja in ganz Europa, die Agitation des in Algier residierenden französischen Kardinals Charles Lavigerie. Er hatte zu einem Kreuzzug gegen Sklaverei und Sklavenhandel in Afrika aufgerufen, wandte sich dabei aber auch ganz explizit gegen die koloniale Ausbeutung Afrikas durch die europäischen Mächte. In einem Brief an Papst Leo XIII. skizzierte er 1876 seinen Standpunkt:

Was sie [die europäischen Kolonialmächte] wollen, ist Macht und Gewalt, Wissen und wissenschaftliche Forschung, Handel und Gewinnsucht. Wir aber wollen das Christentum und die wahre Freiheit bringen. Afrika muss das Land der Afrikaner bleiben und die Afrikaner sollen nicht in schwarze Europäer umgewandelt werden.²

Auf protestantischer Seite war der geistige Kopf der deutschen Antisklavereibewegung der Theologe Friedrich Fabri, ehemals Missionsdirektor der größten und bedeutendsten deutschen Missionsgesellschaft, der evangelisch-lutherischen Rheinischen Mission. Fabri aber war mehr als ein Theologe; 1879 hatte er die Schrift ›Bedarf Deutschland der Colonien?‹ veröffentlicht, die ihm das Prädikat ›Vater der deutschen Kolonialbewegung‹ einbrachte. Kolonien, und zwar Ackerbau- und Handelskolonien, waren seiner Meinung nach unerlässlich für das Überleben des deutschen Reiches; nur dort könne die Überproduktion der Wirtschaft und auch die wachsende Bevölkerung produktiv für nationale Interessen eingesetzt werden. Fabri wurde zum einflussreichen Propagandisten reichskolonialer Expansionsbestrebungen und warb unermüdlich für eine Symbiose von Mission und Kolonialpolitik, von Bibel und Flinte. Seine Motive in der Antisklavereipropaganda waren daher eher strategisch ausgerichtet. Dem Kreuzzugsgedanken Lavigeries stand er ablehnend gegenüber und erklärte noch im April 1888:

Eine einzige Eisenbahn, die von der Küste nach den großen Seen gebaut wird (...), wirkt mehr zur Unterdrückung der Sklavenjagden und des Sklavenhandels als ein Dutzend von Kreuzzügen, die Tausende das Leben kosten und Millionen ziemlich nutzlos verschlingen würden.³

Die Antisklaverei-Diskussion war für Fabri willkommene Munition, um das erlahmte koloniale Interesse in der Bevölkerung neu zu beleben. Durch deutsch-protestantisches Engagement sollte zudem der dominierende französisch-katholische Charakter der ganzen Bewegung ausgeglichen werden. Ein gemeinsamer Kampf der beiden Konfessionen gegen das ›Arabertum‹ bot auch die Möglichkeit, mit Hilfe der rheinischen Katholiken das Zentrum für die Kolonialpolitik zu gewinnen. Des Weiteren konnte die Antisklavereipropaganda als Legitimationsinstrument für die Niederschlagung der ›Revolte arabischer Sklavenjäger‹ genutzt werden. Schließlich plante er, nach einer interkonfessionellen Verständigung in der Antisklaverei-Diskussion »den Anstoß zu einem allgemeinen, volkstümlichen Kampf

gegen die Sozialdemokratie zu geben.«⁴ Vor letzterem blieb die Sozialdemokratische Partei bewahrt. Fabri unterstützte aber ganz explizit auch rein kommerziell fundierte Kolonialgedanken; als im Sommer 1888 die DOAG einen Preis für die beste Arbeit zum Thema ›Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit?‹ ausschrieb, befand sich der Kirchenmann neben Georg Schweinfurth und Gerhard Rohlfs in der dreiköpfigen Bewertungsjury. Eine militärische Intervention zur Zerschlagung des ostafrikanischen Widerstandes forderte er als christliche wie auch staatsmännische Pflicht.

Im August 1888 unterbreitete Lavigerie dem Reichskanzler Bismarck einen Vorschlag zur Bekämpfung des Sklavenhandels, gleichzeitig erschien in Deutschland seine Broschüre über die Gräueltaten der Sklavenjagden. In einer Botschaft an die 35. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, die im September 1888 in Freiburg stattfand, präzisierte er seine Vorstellung der Bekämpfung des afrikanischen Sklavenhandels:

Ich wiederhole es kurz und klar: Gewalt muß angewendet werden zur Abschaffung der afrikanischen Sklaverei. Das Uebel steckt zu tief und ist zu weit verbreitet, als daß man es noch auf andere Weise besiegen könnte, bevor es sein Werk der Vernichtung vollbracht.⁵

Dass Gewalt das rechte Mittel im Kampf gegen Sklaverei war, bewies, so Lavigerie, auch ein mutiger Mann, der im tiefsten Afrika die Flagge der Humanität hochhielt: »Hat nicht Emin Pascha es verstanden, sich eine bewaffnete Macht zu bilden und zu führen, um in seinem Bereiche Ordnung zu halten?«⁶ Afrika bräuchte nur einige Emin Paschas mehr, »und das Problem würde gelöst sein.«⁷ Für andere Deutsche aber, die den Kampf in der Heimat unterstützen wollten, hatte der Kardinal folgenden Rat bereit: »Wenn Gott Euch das Talent gegeben hat zum Schreiben, so stellet es in den Dienst einer solchen Sache, Ihr findet keine, die heiliger wäre.«⁸

Bismarck selbst stand der Antisklavereibewegung im besten Falle vollkommen desinteressiert gegenüber. Als 1885 Gerhard Rohlfs, deutscher Konsul in Sansibar, in einem Bericht die Frage der Sklavenemanzipation ansprach, wies Bismarck ihn in einem Telegramm barsch zurecht: »Die Sklaven gehen Sie nichts an.«⁹ Auf Lavigeries Ersuchen, der ihm als Katholik und Franzose doppelt suspekt war, reagierte er brüsk: »Mein Interesse beschränkt sich auf die Weißen und unter ihnen vorwiegend auf die Deutschen.«¹⁰

Es war der Protestant Fabri, der Bismarck schließlich für die Antisklavereibewegung erwärmen konnte. In einem Memorandum wies er auf die einigende Kraft der Antisklaverei-Agitation hin:

Nach den Erschütterungen des Kulturkampfes, der jetzt wohl kirchenpolitisch abgewickelt ist, aber in seinen Folgen noch immer nachzittert, bei der Verhärtung des konfessionellen Gegensatzes von beiden Seiten in den letzten Jahren, wäre es von hoher Bedeutung, einen praktischen Gegenstand von unmittelbar populärer Kraft, von allgemein humanem Interesse zu finden, dem die evangelische wie katholische Bevölkerung gleichmäßig ihre Teilnahme zuzuwenden vermöchte.¹¹

Bismarck erkannte sofort den taktischen Scharfsinn dieser interkonfessionellen Koalition, mit der man über den Umweg der Antisklaverei-Diskussion das katholische Zentrum aus seiner Opposition und patriotischen Schmollecke locken konnte, und ließ Fabri mitteilen, »er sei zwar für die Bestrebungen der Antisklavereigesellschaften nicht eingenommen, nunmehr müsse man aber gegen den gemeinsamen Feind zusammenhalten«. ¹² Und weiter, um der Propaganda kräftige Farbe zu geben, notierte Bismarck: »Kann man nicht schaurige Details über Menschenquälerei auftreiben?« ¹³

Bismarcks Wunsch ging in Erfüllung. Propagandistischer Höhepunkt wurde am 27. 10. 1888 eine Volksversammlung im Kölner Gürzenich, ¹⁴ auf der Fabri, der katholische Geistliche Karl Hespers und der Premierleutnant Hermann Wissmann vor einem bunt gemischten Publikum sprachen. Den Schulterchluss der Konfessionen dokumentierte die Anwesenheit des Kölner Erzbischofs und des rheinischen Superintendenten. Hespers zitierte aus einem Brief des englischen Afrikaforschers Verney Lovett Cameron, ¹⁵ der in emotionalen Worten die Gräueltaten der arabisch-islamischen Sklavenjäger beschreibt, die auf ihren Beutezügen »niedergebrannte Dörfer, ermordete Menschen, die ihren Herd verteidigten, vergewaltigte Frauen, vor Hunger sterbende Kinder« zurückließen. »Hat eine Mutter die Erlaubnis erhalten, ihr Kind mit sich zu nehmen«, so Hespers weiter, »und der Treiber sieht, daß sie es nicht gleichzeitig mit ihrer Last tragen kann, so schleudert er das Kind zur Erde und zerschmettert ihm den Kopf vor den Augen der Mutter!« Die Überlebenden würden dann auf arabischen Dhaus »zusammengeknebelt, die Knie am Kinn, über und über bedeckt mit Wunden und Geschwüren, sterbend aus Mangel an Speise und Trank, die Toten mit den Lebenden zusammengebunden« ¹⁶ zum Sklavenmarkt transportiert. Leutnant Wissmann erzählte Selbsterleb-

tes aus Afrika und Friedrich Fabri sprach über ›Die Afrikanische Frage und Deutschlands Aufgabe bei deren Lösung‹.

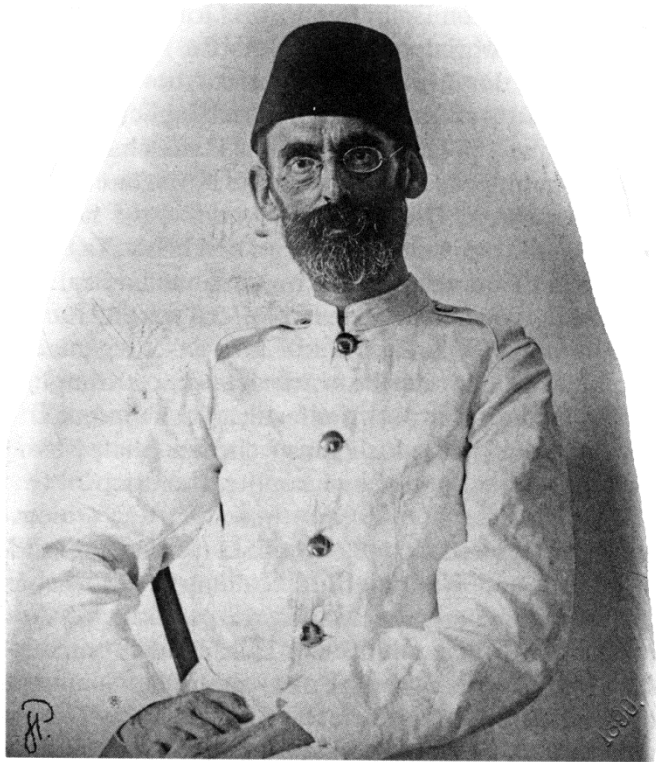
Die Versammlung schloss mit einer Resolution, in der die Regierung zur Intervention in Ostafrika aufgerufen wurde:

Darf ein solches Vorgehen auf einmütige Unterstützung des deutschen Volkes ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses und der politischen Parteiung rechnen, so wird, des sind wir gewiß, auch die tatkräftige Mitwirkung des Reichstags demselben nicht fehlen.¹⁷

Die Resolution wurde von dem Kölner Julius Bachem verlesen, Neffe des Verlegers Josef Bachem, bei dem drei Jahre zuvor ein Dr. Karl May unter dem Titel ›Die Wüstenräuber‹ Erlebnisse einer Afrikaexpedition durch die Sahara veröffentlicht hatte. Noch im November fanden in vielen Gegenden Deutschlands ähnliche Nachfolgeveranstaltungen statt, die durch emotional ansprechende Propaganda ein Klima öffentlicher Empörung und moralischer Entrüstung über die Gräueltaten von islamisch-arabischen Sklavenhändlern schufen und so den Druck auf Politiker zu raschem Handeln verstärkten. Schließlich brachte am 14. 12. 1888 Ludwig Windthorst als Repräsentant der Zentrumsparterie im Reichstag den sogenannten Antisklaverei-Antrag ein und erklärte, um Afrika für christliche Gesinnung zu gewinnen, sei zunächst die Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagen notwendig. Maßnahmen der Reichsregierung dafür würden von seiner Fraktion unterstützt. Damit hatte das Zentrum seine kolonialkritische Haltung aufgegeben, und mit seiner Zustimmung wurden nur wenige Wochen später, am 2. 1. 1889, die ostafrikanische Vorlage der Reichsregierung – freilich gegen die Stimmen des Freisinns und der Sozialdemokraten – verabschiedet und der Regierung zu diesem Zwecke zunächst zwei Millionen Reichsmark genehmigt.

Noch dominierte der Antisklaverei-Antrag die Schlagzeilen der deutschen Presse, da schlug am 17. 12. 1888 in einem Brief der Stuttgarter Verleger Wilhelm Spemann folgerichtig seinem Erfolgsautor Karl May ein neues Thema für eine Jugenderzählung vor:

Wollen Sie nicht den Schauplatz der nächsten Erzählung nach Afrika verlegen?, es wäre vielleicht in Folge der dort in Aussicht stehenden Kämpfe und der ganzen afrikanischen Bewegung angezeigt, ich weiß aber nicht, ob das Thema Ihnen günstig liegt.¹⁸



Emin Pascha

May griff den Vorschlag auf und begann schon in den ersten Januartagen 1889 – zunächst noch unter dem Arbeitstitel ›Abu el Mot‹ – mit der Niederschrift seines Romans ›Die Sklavenkarawane‹.¹⁹ Die Art, wie hier Karl May ein aktuelles und überaus populäres Thema aufgriff und in einen bleibenden Bucherfolg umformte, kann für seine Arbeitsweise geradezu als exemplarisch gelten und verdient eine genauere Betrachtung.

Anders als viele Autoren seiner Zeit vermied es Karl May immer, sich direkt als Herold in den Dienst reichskolonialer Propaganda zu stellen. Deshalb verlegte er den Schauplatz des Romans in den südlichen Sudan, der außerhalb des kolonialen Interesses des Reiches stand, und dazu etwa 10 Jahre in die Vergangenheit. Für die Gestaltung des Helden griff May jedoch auf jene Person zurück, die – wie schon Lavigeries Vorschlag zeigte – in der deutschen, ja europäischen Presse große Popularität genoss und in ihrer Mischung aus Gelehrtem, Philanthropen und Abenteurer geradezu eine Verkörperung der Träume Mays von seiner Person darstellte: Dr. Eduard Schnitzer, der

unter dem Namen Emin Pascha als Gouverneur der ägyptisch-osmanischen Äquatorialprovinz es schaffte, sein Gebiet vor den Eroberungszügen der Mahdirevolution zu bewahren.²⁰ Das Wissen um seine Person war indessen nur oberflächlich, wie ein Artikel der Januarausgabe 1889 des ›Deutschen Hausschatzes‹ zeigt, den May sicherlich kannte, da in ihm auch eine Fortsetzung seines Romans ›Der Scout‹ erschien. Dieser Artikel berichtete über ›Drei Eroberer‹, »welche mit dazu beitragen, jenen herrlichen Tag nahe zu bringen, wo alle Völker Eins sein werden im Glauben an Jesu Christo.«²¹ Mit dieser Spezies von christlichen Eroberern waren Henry Morton Stanley, Hermann von Wissmann und Emin Pascha gemeint. Nun verdiente ganz sicher keiner der Porträtierten dieses Kompliment, am wenigsten Emin, der zwar der friedfertigste aus diesem Trio war, als muslimischer Konvertit jedoch ganz sicher nicht als Missionar für christliche Gesinnung durchgehen konnte. Ihn aber lobte der Hausschatzartikel besonders: »Als ein besonderes Verdienst muß es ihm angerechnet werden, daß er den Sklavenjagden mit Entschiedenheit entgegentrat.«²² Nun war die Befreiung des Menschen aus Abhängigkeit und Sklaverei auch Mays ganz persönliches Anliegen, und dass mitten in Afrika ein deutscher Held ähnlich seinem fiktiven Bruder Kara Ben Nemsî unter einem orientalischen Namen unermüdlich für die Freiheit der Menschen stritt, war für May Inspiration genug, um nach Eduard Schnitzers Vorbild einen neuen Romanhelden zu formen. Er entlieh dessen Initialen und schuf Dr. Emil Schwarz, der wie sein reales Vorbild im Sudan als Arzt, Naturforscher und Menschenfreund die arabischen Sklavenjäger bekämpfte. Die markante Brille hatte Emin Pascha im Südsudan den respektvollen Beinamen ›Abu arba‹, ›Vater der Vier‹, eingebracht. Auch dieses Attribut entlieh May seinem Vorbild, so hieß Dr. Emil Schwarz, mit Hilfe eines Wörterbuchs korrekt ergänzt, *Abu 'l arba ijun*, ›Vater der vier Augen‹. So vermied May es geschickt, hurrapatriotische Kolonialgelüste zu unterstützen; weder die schwarz-weiß-rote Flagge noch eine andere Kolonialmacht taugten ihm als Retter des afrikanischen Elends, sondern nur Individuen mit wahrer christlicher Gesittung, die allein die Fesseln der versklavten Menschen brechen konnten. Als Quelle für die geographisch-naturkundliche Kulisse des Romans diente ihm Ernst Marnos Werk ›Reisen im Gebiete des blauen und weissen Nil, im ägyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern in den Jahren 1869 bis 1873‹, erschienen 1874 in Wien.²³

Das eigentliche Thema des Romans aber, der Sklavenhandel im östlichen Afrika, ist derart komplex und emotionsgeladen, dass an

dieser Stelle, bevor ein erklärender Abriss über seine historische Entwicklung erfolgt, eine wichtige Vorbemerkung erforderlich ist: Die Versklavung von Menschen ist ein Urübel, das die Geschichte der Menschheit wie ein dunkler Schatten begleitet. Sie gab es zu allen Zeiten, kaum eine Kultur oder Zivilisation wurde von ihr verschont, und sie existiert auch heute noch, selbst bei uns, nur haben wir den Namen geändert und sprechen von Zwangsprostitution, illegalen Migranten oder Kinderarbeit. Und manche unter uns sind noch Zeugen einer Zeit, die es einem Herrenvolk erlaubte, mindere Rassen nach Gutdünken zu unterwerfen oder auszulöschen.

So haben Sklaverei und Sklavenhandel auch in Afrika eine lange und tragische Geschichte. Schon in der Antike war Nordafrika und speziell Nubien Exportquelle für Sklaven, und interethnische Sklaverei hatte in Afrika eine uralte Tradition, bevor sie arabisch-islamische Länder und später europäische Kolonialmächte für ihre Zwecke nutzten. Diese traditionelle Sklaverei hatte vielerlei Formen: Eine hohe Zahl an Sklaven vermehrte das Prestige ihrer Besitzer, es gab Schuldsklaven, Menschen also, die ihre Freiheit als Unterpfand für materielle Versorgung eintauschten, oder Kinder wurden in Hungersnöten verkauft und als Arbeitskräfte in die Sippe des neuen Besitzers aufgenommen. Am häufigsten aber war Sklaverei ein Nebenprodukt kriegerischer Auseinandersetzungen von miteinander rivalisierenden Völkern innerhalb oder außerhalb sprachlich-kultureller Einheiten, bei dem Teile des unterworfenen Volkes oder besiegten Nachbarstammes für vielfältige Dienste versklavt, zunehmend dann aber an arabischstämmige Händler verkauft wurden, die an der Küste siedelten und Handel trieben. Hauptexportartikel Innerafrikas war das Elfenbein, das wegen seiner hohen Qualität schon in der Antike geschätzt wurde; dieser Handel war älter als der Sklavenhandel und ist auch bis zum Ende wirtschaftlich bedeutender geblieben. Ihm schloss sich allmählich der Handel mit Sklaven an, und von den Küsten Ostafrikas wurden beide – Sklaven und Elfenbein – in arabische Länder, aber auch nach Persien und Indien, ja bis nach China exportiert.

Der Islam erlaubte Sklavenbesitz, wenngleich auch die Scharia genaue Bestimmungen für die Behandlung von Sklaven kannte.²⁴ Versklavt werden durften nur Ungläubige, und daher waren alle Territorien, die an die islamische Welt grenzten, potentielle Quellen für Sklaven. Dies galt für das Kaukasusgebiet etwa genauso wie für den Mittelmeerraum oder das subsahare Afrika. So ergeben Schätzungen, dass bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts etwa 1 Million Menschen aus dem Mittelmeerraum, also vorwiegend Spanien, Italien

und Griechenland, in die Sklaverei verschleppt wurden.²⁵ Sklaven wurden vorwiegend als Diener oder Arbeiter für Haushaltsarbeiten oder Ackerbau eingesetzt und Sklavinnen füllten als Konkubinen orientalische Harems. Ihr Preis überstieg daher den von männlichen Leidensgenossen, und der weibliche Anteil am Sklavenhandel betrug das Doppelte der Männer – ganz im Gegensatz übrigens zum späteren transatlantischen Sklavenhandel nach Nord-, Mittel- und Südamerika, bei dem doppelt soviel männliche Sklaven verhandelt wurden als weibliche. Die umfangreichen Harems benötigten Eunuchen, und hier gab es einen Unterschied zwischen weißen Eunuchen, die lediglich kastriert, und schwarzen Eunuchen, die komplett entmannt waren. So soll der Kalif Al Amin im Bagdad des 9. Jahrhunderts allein 4000 weiße und 7000 schwarze Eunuchen besessen haben, und da die furchtbare Prozedur der Entmannung immer einen hohen Todeszoll verursachte, wurden schon damals erhebliche Zahlen an immer wieder ›frischen‹ Sklaven benötigt, ganz zu schweigen von der Unzahl an Konkubinen, die von diesen Heerscharen an Eunuchen bewacht wurden. Der letzte schwarze Eunuch, Hairettin Effendi, aus Äthiopien stammend, wurde 1918 in Konstantinopel freigelassen.

Im Allgemeinen war aber das Los der Sklaven im Islam eher milde, da sie – sobald sie einen Herren hatten – zum Islam konvertierten und hier einen gesetzlich sanktionierten Status erhielten. Die Scharia gebot, sie gerecht und freundlich zu behandeln, und es galt als religiöses Verdienst, einen Sklaven freizulassen. Nicht selten gelangten dann ehemalige Sklaven in hohe Staatsämter und erwarben ihrerseits Sklaven. Eine eigene Gruppe bildeten die Militärsklaven, die vorwiegend aus Zentralasien und dem Kaukasus kamen und nicht nur Stützen von Herrscherhäusern waren, sondern oft auch, wie z. B. die Mamelucken in Ägypten, eigene Dynastien gründeten.

Der afrikanische Sklavenhandel, der Jahrhunderte lang als stetiger Strom die arabisch-islamische Welt mit Arbeitskräften und Sexualpartnerinnen versorgte, erfuhr mit Beginn des 18. Jahrhunderts allerdings einen gravierenden Wandel. Einen neuen Impuls gaben die Franzosen mit der Errichtung einer auf Sklaverei gegründeten Plantagenwirtschaft auf den im Indischen Ozean gelegenen Inseln wie Mauritius und Réunion. Parallel dazu wuchsen nun auch auf Sansibar und dem ostafrikanischen Festland Plantagen, die Produkte wie Gewürznelken und ölhaltige Nutzpflanzen für den Export nach Europa kultivierten. Für die Arbeit auf diesen Plantagen wurden Arbeitskräfte benötigt; so intensivierte der wachsende Welthandel auch den Handel mit Sklaven. War dieser früher oft nur Nebenprodukt be-

waffneter Konflikte im Binnenland, so wurde er nun mit immer größerer Gewaltanwendung betrieben, und Händler finanzierten oder organisierten Razzien, die als einziges Ziel den Fang von Sklaven hatten. Ein wichtiger Faktor in dieser Entwicklung war die Verbreitung von Feuerwaffen. Nun konnten Stämme mit ihrem Besitz leichter ihre Nachbarn unterwerfen und sie als Sklaven verkaufen. Aus dem Binnenland wurden die Sklaven, mit einer hölzernen Gabel oder einem metallenen Band am Hals gefesselt, in Karawanen befördert, und zeitgenössischen Schätzungen zufolge kamen vier bis fünf Gefangene um, bevor ein Sklave lebend die Küste erreichte. Ein weiterer Faktor war die zunehmende Nachfrage nach Elfenbein aus Europa, die nun immer mehr Elefantenjäger und in ihrer Begleitung Sklavenjäger ins Innere Afrikas führte; in den Handelskarawanen wurden beide Waren – Elfenbein und Sklaven – effektiv miteinander verbunden, indem das Elfenbein von den gefangenen Schwarzen an die Küste transportiert wurde und so den Profit der Karawane vermehrte. Wenn man das Blutvergießen, so David Livingstone, während der Razzien berücksichtigt, mussten zehn Menschen sterben, um einen Sklaven heil verkaufen zu können. Das Resultat dieser Sklavenjagden war die Entvölkerung ganzer Landstriche. Um 1810 wurden in Sansibar etwa 10 000, um 1860 jährlich 50 bis 60 000 Sklaven verkauft. Nun war Sansibar nur ein Sklavenumschlagsort von vielen. Gerhard Rohlfs etwa schätzte, dass zur gleichen Zeit im libyschen Murzuk jährlich 30 bis 40 000 Sklaven auf den Markt kamen.²⁶ Vom westlichen Maghreb bis zum östlichen Roten Meer gab es aber noch zahlreiche andere Handelsrouten und Umschlagplätze, auf denen Sklaven transportiert wurden, so dass um 1860 jährlich etwa 400 000 Menschen verkauft wurden. Multipliziert man diese Zahl mit der Zahl der Todesopfer, die dabei entstanden, so errechnet sich die unglaubliche Zahl von zwei bis vier Millionen Menschen, die Mitte des 19. Jahrhunderts jährlich den Sklavenjagden zum Opfer fielen. Und um bei Zahlen zu bleiben, der gesamte Sklavenhandel in muslimische Länder betrug, so die Schätzung des Historikers Elikia M'bokolo, während seiner tausendjährigen Dauer etwa 17 Millionen Opfer – vier Millionen über das Rote Meer, vier über die Häfen am Indischen Ozean und neun Millionen über Routen durch die Sahara.²⁷ Andere Schätzungen sprechen von 8 bis 25 Millionen im arabischen und etwa 11 bis 20 Millionen im transatlantischen Sklavenhandel.²⁸

Mit der Ausweitung der Sklaverei aber wuchs auch gleichzeitig in Europa der Widerstand gegen den Sklavenhandel und von England gingen die entscheidenden Initiativen zu seiner Bekämpfung aus. Vor

genau 200 Jahren, 1807, verabschiedete das englische Parlament ein Gesetz, das britischen Schiffen und Kolonien den Handel mit Sklaven verbot, 1834 wurde die Sklaverei im gesamten Commonwealth für illegal erklärt. Nun mehrten sich auch die Berichte von europäischen Forschungsreisenden und Missionaren wie etwa David Livingstone, die als Augenzeugen detailliert in Reisebeschreibungen, Zeitungsberichten, Predigten und Vorträgen von den Gräueln des afrikanisch-arabischen Sklavenhandels berichteten und so den Druck auf die Regierungen der europäischen Kolonialmächte zum Eingreifen verstärkten. Im Juni 1873 musste der Sultan von Sansibar den Engländern einen Vertrag unterzeichnen, der in seinem Herrschaftsgebiet den Handel mit Sklaven untersagte, und am selben Tag noch wurde der Sklavenmarkt geräumt und geschlossen; Sansibars Rolle als Hauptexporthafen im ostafrikanischen Sklavenhandel war beendet. Dies bedeutete aber nicht das Ende der Sklaverei, die von den Kolonialmächten auf dem ostafrikanischen Festland weiter als Notwendigkeit toleriert und unter anderen Namen für die wirtschaftliche Entwicklung ausgenutzt wurde.

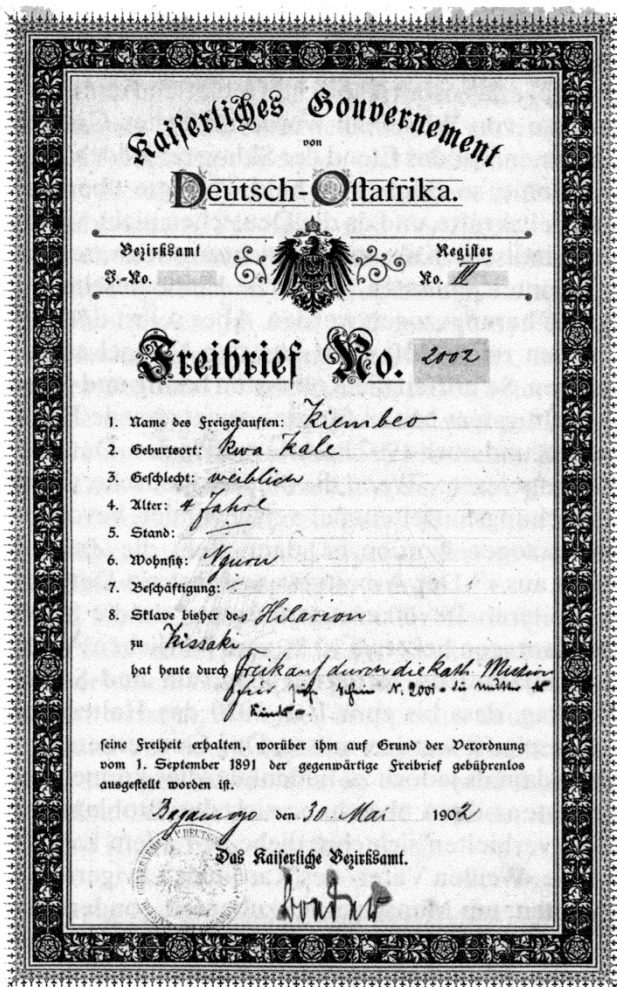
Als Ende September 1889 die erste Folge von Karl Mays Roman ›Die Sklavenkarawane‹ in der Knabenzeitschrift ›Der Gute Kamerad‹ erschien, bekämpfte gerade Major Wissmann, zum Reichskommissar ernannt, mit einer Truppe aus deutschen Offizieren und vorwiegend aus dem Sudan stammenden afrikanischen Söldnern in einem blutigen Kolonialkrieg den ostafrikanischen Aufstand. »Wir lasen neulich«, erklärte am 30. 10. 1889 der linksliberale Abgeordnete Eugen Richter vor dem Reichstag,

daß Herr von Wißmann schon 700 Araber und Aufständische, wie sie genannt werden, hätte erschießen oder erhängen lassen; wir hören, daß bald dieses, bald jenes Dorf in Flammen aufgeht. Seine Truppen ziehen sengend und brennend umher, und die Aufständischen tun desgleichen, und das Ganze nennt man in der Sprache der vorjährigen Thronrede ›Kultur und Gesittung nach Afrika tragen! (...), wenn mit Aufwendung von Millionen dort eine Pazifikation eingetreten sein wird, so wird es die Ruhe des Kirchhofs sein.²⁹

Am 15. 12. 1889 wurde Bushiri bin Salim durch den Strang hingerichtet und im Mai 1890 war der sogenannte Sklavenjägeraufstand beendet. In der Heimat aber war zu diesem Zeitpunkt die Mode der Antisklaverei-Diskussion schon lange verstummt, ihre »Humanitätsduselei«, wie Carl Peters zynisch und hellsehtig bemerkte, »der Humbug

des Antisklavereigequatsches«³⁰ hatten jedoch dem Kaiser eine neue Kolonie eingebracht: Im November 1890 übernahm das Deutsche Reich die Oberhoheit über das ostafrikanische Gebiet und der inzwischen geadelte Hermann von Wissmann wurde ihr erster Gouverneur. Für die Eingeborenen war das Elend der Sklaverei jedoch nicht beendet. Die neue Kolonie, so zeigte sich bald, verfügte über entschieden zu wenige Arbeitskräfte, und da die Deutschen nicht wie die Engländer massenhaft indische Kulis zur Verrichtung schwerer Arbeiten importieren konnten, mussten schwarze Einheimische mit Zwang zu Lohnarbeiten herangezogen werden. Aber selbst der Einsatz von Strafgefangenen reichte oft nicht aus, den Mangel an Arbeitskräften zu beseitigen. So griffen die Kolonisten häufig und gerne zur Prügelstrafe als wichtigstem Mittel für eine angemessene Erziehung der Einheimischen, und noch 1907 konnte man in der ›Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung‹ lesen: »Wenn die Nilpferdpeitsche, dieses beste, wirksamste Erziehungsmittel einmal verschwindet, bevor der Schwarze zur Arbeit erzogen worden ist, dann sieht die Zukunft unserer Kolonie düster aus.«³¹ Der Arbeitszwang führte in Deutsch-Ostafrika zu einem weiteren Bevölkerungsrückgang, da die Sterblichkeitsrate auf den Plantagen bei etwa 10 % vom jährlichen Arbeiterbestand lag. Im Frühjahr 1914 forderten Zentrum und Sozialdemokratie im Reichstag, dass bis zum 1. 1. 1920 das Halten von Sklaven endgültig abgeschafft werden müsse. Der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika gab damals jedoch zu bedenken, dies könne noch bis 1930 dauern, spätestens dann aber habe sich das Problem von selbst erledigt. Anders verhielten sich christliche, vor allem katholische, Missionare wie die ›Weißen Väter‹ des Kardinals Lavignerie. Sie waren ja nicht gekommen, um Menschen auszubeuten, sondern um ihnen das Evangelium der Befreiung zu bringen. Natürlich waren auch sie von der Überlegenheit der westlichen Kultur und Religion überzeugt, aber ihre Ansichten über Rechte und Werte der Afrikaner unterschieden sich fundamental von denen der europäischen Kolonisten und beide Gruppen standen sich in Argwohn und Misstrauen gegenüber. Beispielhaft waren Projekte der Missionare, Sklaven freizukaufen, sie in sogenannten Befreiungsdörfern anzusiedeln und ihnen in Schulen Bildung als Waffe gegen Unterdrückung zu vermitteln. Das Bild zeigt hier einen Freibrief, der einem vierjährigen Mädchen bestätigt, dass es am 30. Mai 1902 durch Freikauf seitens der Katholischen Mission seine Freiheit erhalten hat.

*



Freikaufbrief
(Afrika Museum
in Berg en Dal,
Niederlande)

Im Januar 1890 begann Karl May mit der Niederschrift seines ›Mahdi-Romans, der zunächst den Arbeitstitel ›Unterm Sclavenjoch‹ trug und so als epische Variation oder Fortsetzung der Jugenderzählung ›Die Sklavenkarawane‹ gelten kann.³² Der Titelgeber des Romans, die Person des sudanesischen Mahdis, gehörte freilich schon länger zu Mays Themenrepertoire, denn bereits am 8. 3. 1885 schrieb May an Josef Kürschner: *Binnen acht Tagen werde ich mir gestatten, Ihnen ... den wohl zeitgemäßen Beitrag »Die erste Liebe des Mahdi« zur geneigten Verfügung zu stellen.*³³ Indessen war inzwischen im Juni

1885 der Mahdi verstorben, da aber sein fundamentalistischer Staat unter seinem Nachfolger, dem Kalifen Abdullahi, weiterhin existierte, besaß das Thema bleibende Aktualität, und somit konnte May sicher sein, dass auch sein neuer Roman weithin auf Interesse stoßen würde.³⁴ Im Zentrum der Erzählung steht wieder der Kampf gegen Sklavenjäger und Sklavenhändler, der diesmal vom Ich-Erzähler selbst angeführt wird; seinen Namen, Kara Ben Nemsi, allerdings erfuhr der Leser erst in der von May für die Buchausgabe besorgten Erweiterung des Romans.³⁵ Und dieser Held wusste auch schon früh im Roman über den Sklavenhandel in Ägypten und Sudan mit genauen Zahlen zu berichten:

»Vom obern Nil werden jährlich 40 000 Sklaven über das rote Meer geführt. Davon gehen 16 000 in andere Gegenden, 24 000 aber nach Aegypten. Dazu kommen 46 000, welche auf dem Nile und auf Landwegen nach Nubien und Aegypten geführt werden. Dieses Land erhält also über 4 Hafenplätze und auf 14 Landrouten jährlich 70 000 Sklaven. Nun muß man rechnen, daß auf einen verkauften Sklaven vier andere kommen, welche während der Sklavenjagd getötet werden oder während des Transportes umkommen. Das ergibt den fürchterlichen Schluß, daß die Sudanländer allein für Aegypten jährlich 350 000 Menschen einbüßen.«³⁶

Karl May hatte diese Zahlen in der in Leipzig erschienenen Zeitschrift ›Aus allen Welttheilen‹³⁷ gefunden, die wiederum den französischen Forscher Etienne-Félix Berlioux zitierte, der nach einem mehrmonatigen Aufenthalt im Sudan 1870 in Paris ein Buch über den orientalischen Sklavenhandel veröffentlicht hatte.³⁸ Dieser Kampf, den Kara Ben Nemsi führt, ist auch ein Kampf zwischen Religionen. Anders als in den früher erschienenen Orientromanen zeichnete May hier aber ein durchweg negatives Bild des Islam, den er als Verursacher und Betreiber von Sklaverei und Sklavenhandel sah. Exemplarisch fasste er seine Meinung in der Charakterisierung des Reis Effendina zusammen, der als Muslim den Sklavenhandel bekämpfte: *Indem er sich von der Aggressivität des Islam lossagte, hörte er auf, ein Muhammedaner zu sein. Er that einen großen Schritt zum Christentume herüber ...*³⁹ So ist es nicht verwunderlich, dass in dieser Philippika gegen den Islam auch die Person des sudanesischen Mahdis negativ gezeichnet wurde, zumal May in der Beschreibung des Mahdis nicht auf Augenzeugenberichte zurückgreifen konnte, die ein deutlich differenzierteres Bild des religiösen Reformators zeichneten.

Häufig wird die Verbreitung des Islams mit Kriegszügen muslimischer Heerführer erklärt. Aber weite Teile Asiens und auch des subsaharen Afrikas erfuhren andere, nämlich allmähliche Formen der Übernahme islamischer Ideen und religiöser Praktiken. Erst im 18. Jahrhundert hatte sich der Islam in allen Bevölkerungsschichten des Sudans verbreitet, und hier, an der Peripherie der islamischen Welt, existierten kaum orthodoxe Institutionen, welche die Reinheit des Glaubens überwachten. So verbanden sich traditionelle Gebräuche wie Geisterbeschwörung oder Heiligenverehrung mit der neuen Religion und schufen eine eigene Form des Islams. Der Glaube wurde vor allem durch fromme Männer verbreitet, die einem der vielen religiösen Orden, den Tarikas, angehörten. Diese Orden waren institutionelle Erscheinungen des Sufismus, einer weit verbreiteten mystisch-esoterischen Bewegung, die schon in der Frühzeit des Islams entstand. Der erste echte Orden, der auch nach dem Tode seines Meisters fortbestand, war die Qadiriya, die um 1100 von Abd al-Qadir al-Jilani in Bagdad gegründet wurde. Die Qadiriya – May entlieh ihren Namen für die fiktive ›heilige Kadirine‹, die, einer Mafia-Organisation gleich, seiner Beschreibung nach den sudanesischen Sklavenhandel organisieren sollte – erreichte Mitte des 16. Jahrhunderts den Sudan und wurde dort rasch populär und zur meistverbreiteten Tarika. Daneben entwickelten sich auch sudanesische Sufi-Orden, die ihre Anhänger meistens im eigenen Stammesgebiet oder Familienverbund fanden und bei den politisch instabilen Verhältnissen ihren Mitgliedern eine gewisse Sicherheit vermitteln konnten.

Bis etwa 1820 war der Sudan ein Gebiet, in dem verschieden große Sultanate die politische Organisation des Landes bildeten, das mehr aber von unterschiedlichen Stämmen besiedelt war, die eigene Loyalitäten und Gesetze kannten. Dies änderte sich grundlegend, als der ägyptische Vizekönig Mehmet Ali ab 1820 in mehreren Feldzügen den Sudan eroberte und seinem Reich einverleibte. Ursprünglich hatte Mehmet Ali gehofft, im Süden Gold zu finden, um so seine Expansionspläne finanzieren zu können, doch die neue Provinz enttäuschte, und für die importierte türkisch-ägyptische Militärbürokratie war eine der wenigen Möglichkeiten, zu Reichtum zu kommen, die Beteiligung am Handel. Neben Naturprodukten wie Elfenbein, Ebenholz oder Gummi arabicum war es vor allem der Sklavenhandel, der für Profite sorgte, und Alfred Brehm, der um 1850 für längere Zeit im Sudan weilte, schilderte, wie das türkische Militär regelmäßig Razzien im Süden der Provinz zur Jagd auf Menschen organisierte. Im Schatten der neuen Herren etablierte sich eine eigene Schicht von

zugereisten Händlern – Europäern, Levantinern, Ägyptern –, die eigene schlagkräftige Armeen unterhielten und in Zusammenarbeit mit sudanesischen Händlern den Radius der Sklavenjagden ausweiteten. Als im Norden in Kairo der Enkel Mehmet Alis, der Khedive Ismael, in einem fieberhaften Expansions- und Modernisierungsdrang ganze Industriezweige mit ausländischer Finanzhilfe aus dem Boden stampfte, hatten Berichte von Forschungsreisenden und Missionaren über Umfang und Gräueltat des sudanesischen Sklavenhandels die europäische Öffentlichkeit so empört, dass die europäischen Regierungen zunehmend Druck auf Ismael ausübten, diesen Missstand zu beseitigen. Der Khedive wollte seinen Ruf als aufgeklärter und kreditwürdiger Herrscher sichern und beauftragte daher 1869 den Engländer Samuel Baker, in einer groß angelegten Expedition am Oberlauf des Nils für Ordnung zu sorgen, doch Bakers Expedition konnte nur oberflächliche Erfolge erzielen. Zwar wurde dem ägyptisch-türkischen Vizekönigreich eine neue Provinz Äquatoria zugeschlagen, doch das Schicksal der erbeuteten Sklaven verschlimmerte sich, da nach Unterbindung des bisherigen Handelsweges auf dem Nil nun die Transportrouten durch abgelegene Wüsten führten und die Todesrate der Gefangenen anstieg. 1877 musste Ismael in Kairo mit den Engländern eine ›Slave-trade Convention‹ abschließen, die gewerbsmäßigen Sklavenhandel sofort und den privaten Sklavenbesitz innerhalb einer Frist von zwölf Jahren verbot. Um diese Maßnahmen durchzusetzen, wurde der Engländer Charles Gordon zum Gouverneur des Sudans ernannt. Da aber nicht nur der Handel mit Sklaven einen wesentlichen Wirtschaftsfaktor des Landes darstellte, sondern auch die feudale Agrarwirtschaft von Sklavenarbeit abhing, schürten diese Maßnahmen die Feindseligkeit gegen die durch Willkür und Korruption verhasste ägyptisch-türkische Verwaltung. In dieser Situation fehlte nur noch eine Person, die als Manifestation der allgemeinen Unzufriedenheit ein klares Konzept zur Neuordnung des Landes vorlegen konnte.

Um diese Zeit wurde ein Sufi-Scheich, Mohammed Achmed ibn Abdullah, der auf der Nil-Insel Aba lebte, durch seine Frömmigkeit, mystische Erfahrungen und Mildtätigkeit im ganzen Sudan berühmt und eine wachsende Schar von Anhängern schloss sich ihm an.⁴⁰ Er predigte Askese, Beachtung der Scharia und prangerte die Verderbtheit der Herrschenden an. Die Religionspraxis der türkisch-ägyptischen Besatzung war für ihn eine sündige Verfallsform des Islams und ähnlich wie andere muslimische Reformbewegungen strebte er eine Rückkehr zur reinen, ursprünglichen Lehre an. Ende Juni 1881

verkündete Mohammed Achmed der Öffentlichkeit, in Visionen habe ihm der Engel Gottes seine Bestimmung als der erwartete Mahdi der islamischen Tradition erklärt, und rief seine Anhänger zum offenen Kampf gegen die türkische Verwaltung auf:

»Und der Prophet hat viele Male mir kundgetan, wer an meiner Bestimmung als Mahdi zweifelt, ist ein Ungläubiger an Gott und seinen Aposteln, und wer mir feindlich gesinnt ist, ist ein Ungläubiger, und wer mich bekämpft, ist verlassen [von Gott] in Seinen beiden Häusern [der jetzigen und der zukünftigen Welt], und sein Besitz und seine Kinder sind Beute der Muslime.«⁴¹

Wenn sich eine religiös motivierte Revolte gegen Glaubensbrüder richtet, müssen diese als Verräter, als Ungläubige und Abgefallene denunziert werden. Und da die Scharia für den Abfall vom wahren Glauben die Todesstrafe forderte, durfte Mohammed Achmed die Türken zum Freiwild erklären: »Ich bin der Mahdi, der Nachfolger des Propheten Gottes. Hör auf, den ungläubigen Türken Steuern zu zahlen und lasst jeden, der einen Türken findet, ihn töten, denn die Türken sind Ungläubige.«⁴² Damit hatte seine Erneuerungsbewegung politisch-soziale Dimensionen erhalten und mündete in in eine offene und erfolgreiche Rebellion.

Die Person eines Mahdis, eines von Gott gesandten Erlösers, ist Teil der endzeitlichen Vorstellungen des Islams. Zwar schweigt der Koran über sein Kommen, aber in zahlreichen Überlieferungen konkretisierte sich im Laufe der Jahrhunderte die Gestalt des Mahdis, die am Ende der Zeiten die Reiche der Welt besiegen und dem Islam zuführen wird. Der arabische Historiker Ibn Khaldun hatte 1377 in der Vorrede zu seinem Geschichtswerk den Mahdi folgendermaßen charakterisiert:

Es gilt als unumstößlich, dass am Ende der Zeit ein Mann aus dem Volke des Hauses erscheinen wird, welcher den Glauben festigt und die Gerechtigkeit siegen lässt. Ihm werden die Muslime folgen und er wird Herrschaft über die Länder des Islams erringen und man wird ihn den Mahdi nennen.⁴³

Anders als im sunnitischen Islam besitzt der Mahdi in der Schia eine zentrale Erlöserrolle. Dort wird er als der zwölfte Imam gerechnet, der seit langem im Verborgenen lebt und dessen Kommen das Ende der Welt ankündigt. Im Laufe der islamischen Geschichte erklärten sich – gerade in politischen Notzeiten – immer wieder Personen zu ei-

nem Mahdi, die einen Gottesstaat ausriefen, ohne je aber einen ähnlichen Erfolg wie Mohammed Achmed erreichen zu können. Denn im Januar 1885 eroberten seine Truppen Khartum und damit war der größte Teil der Provinz Sudan in seine Hände gefallen.

Nun konnte Mohammed Achmed al-Mahdi seinen Gottesstaat ausrufen, der in seinen Vorstellungen jedoch nur erste Etappe einer weltweiten Hinwendung zum reinen Islam bedeuten sollte. Er erließ Gesetze, die sich an der Scharia anlehnten und zum ersten Mal dem Sudan eine gewisse Rechtssicherheit gaben, allerdings in ihrer Klarheit strikt befolgt werden mussten. So wurde das fünfmalige tägliche Gebet dahin modifiziert, dass es nur noch in Gemeinschaft verrichtet werden durfte. Als Glaubensquelle waren allein der Koran und der Ratib, eine Kompilation von Gebeten und Korantexten, die der Mahdi selbst zusammengestellt hatte, erlaubt; alle anderen Bücher wurden vernichtet. Anstelle der Pilgerfahrt nach Mekka verlangte er die Teilnahme der Gläubigen am heiligen Krieg, dem Dschihad. Weitere Maßnahmen hatten sozialen Charakter, so durfte kein Landbesitzer mehr Pacht für Land erheben, das er nicht selbst bestellen konnte; dies stärkte die wirtschaftliche Stellung von Kleinbauern. Die Steuergesetze der ägyptischen Verwaltung wurden abgeschafft, an ihre Stelle trat die zakah, eine von der Scharia obligatorisch vorgeschriebene Abgabe zur Unterstützung der Armen. Auch der Brautpreis wurde drastisch gesenkt, um so ärmeren Männern eine Eheschließung zu ermöglichen. Allerdings konnte der Mahdi das Werk seiner Bestimmung nicht vollenden, da er schon ein halbes Jahr nach der Eroberung von Khartum unerwartet starb. An dem Ort seines Todes wurde er beerdigt und eine Kuppel über sein Grab erbaut. Unter seinem Nachfolger Abdullahi kam es zu blutigen Machtkämpfen zwischen rivalisierenden Sippen, und der Mahdistaat verkam zu einer säkularen Tyrannei, aber er existierte immerhin noch bis zum 2. September 1898, als Herbert Horatio Kitchener, der Oberbefehlshaber der anglo-ägyptischen Armee, Sudans Hauptstadt Omdurman einnahm und die Gebeine des Mahdis in den Nil werfen ließ.

Winston Spencer Churchill, der bei einem Ulanenregiment Teilnehmer des Feldzuges war, kam zu einer deutlich positiveren Einschätzung der Person des Mahdis als Karl May:

Welches Unglück das Leben Mohammed Ahmeds auch immer hervorgerufen haben mag, er war ein Mann von beträchtlichem Adel des Charakters, ein Geistlicher, ein Soldat und ein Patriot. Er gewann große Schlachten; er erneuerte die Religion und ließ sie wieder aufblühen. Er gründete

ein Reich. Bis zu einem gewissen Grad reformierte er das sittliche Verhalten der Menschen. Indirekt, in dem er Sklaven in Soldaten verwandelte, verminderte er die Sklaverei. (...) Mit allen sprach er mit Würde und Geduld. So lebte er; und als er starb, im Ruhm unbestrittener Macht, wurde er beklagt von dem Heer, das er zum Sieg geführt hatte, und vom Volk, das er vom ›Joch‹ der ›Türken‹ befreit hatte.⁴⁴

Karl May wollte mit seinen Sudanromanen kein Chronist ferner Ereignisse sein. Er hatte in ihnen seine ureigenste Sehnsucht nach Befreiung von Unterdrückung und Abhängigkeit beschrieben und sie zum Menschheitsproblem erklärt. Anlass für seine literarischen Ausflüge in die Welt des Sudans war die emotional packende Berichterstattung von Gräueltaten arabischer Sklavenjäger, die freilich europäischen Kolonialmächten nur den Vorwand lieferte, den afrikanischen Kontinent auszubeuten. Bei der Gestaltung der Protagonisten der Romane griff May auf zwei bekannte historische Gestalten zurück – Emin Pascha und Mohammed Achmed al-Mahdi – und interpretierte sie gemäß seines dualen Weltbildes als Lichtgestalt oder Schurken. Wie sehr er aber in diesem Kampf gegen Unterdrückung auch die eigene Person einzubringen wünschte, zeigt eine Notiz, die er am 22. 6. 1892 seinem Verleger Friedrich Ernst Fehsenfeld schrieb: *Ich soll als Leiter einer gut ausgerüsteten Expedition nach dem Sudan, um beim Mahdi gefangene Mönche und Nonnen zu befreien. Was sagen Sie dazu?*⁴⁵ Nur gut für uns, dass sich das Vorhaben dieser Expedition zerschlug und May stattdessen auch weiterhin Abenteuer nur in seiner sächsischen Heimat am Schreibtisch erlebte. Denn eine Reise durch den Sudan war, wie man bei ihm ja nachlesen konnte, nicht ganz ohne Gefahren.

- 1 Zit. nach Klaus J. Bade: Friedrich Fabri und der Imperialismus in der Bismarckzeit: Revolution – Depression – Expansion. Freiburg 1975; Internet-Ausgabe: www.imis.uni-osnabrueck.de/BadeFabri.pdf; mit einem neuen Vorwort. Osnabrück 2005, S. 528.
- 2 Zit. nach: Leo van Kessel/Bod Pappelard: Missionierung und Sklaverei. In: Slavernij en bevrijding in Oost-Afrika in de 19e eeuw – Historische en hedendaagse aspecten. Sklaverei und Befreiung in Ostafrika im 19. Jahrhundert. Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Jan-Lodewijk Grootaers u. a. Berg en Dal 2003 (Ausstellungskatalog), S. 278.
- 3 Zit. nach Bade, wie Anm. 1, S. 543.
- 4 Zit. nach ebd., S. 531.
- 5 Humanus [d. i. Walter Helmes]: Der Sklavenhandel in Afrika und seine Greuel, beleuchtet nach den Vorträgen des Cardinals Lavigerie und Berichten von Missionaren und Forschern. Mit Portrait des Cardinals Lavigerie und dessen Denkschrift an die Katholiken Deutschlands. Münster i. W. 1888, S. 20.

- 6 Zit. nach ebd., S. 21.
- 7 Zit. nach ebd. (im Original gesperrt).
- 8 Zit. nach ebd., S. 19.
- 9 Zit. nach Bade, wie Anm. 1, S. 530.
- 10 Zit. nach ebd., S. 544, Anm. 9.
- 11 Zit. nach ebd., S. 532.
- 12 Zit. nach ebd., S. 533.
- 13 Zit. nach ebd.
- 14 Der Ablauf der Versammlung wird dargestellt ebd., S. 533-536, und bei Adolf Ebeling: Die Sklaverei von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Paderborn 1889, S. 95-98.
- 15 Der Brief ist abgedruckt in: Humanus, wie Anm. 5, S. 23-25.
- 16 Bade, wie Anm. 1, S. 534f.
- 17 Zit. nach ebd., S. 536.
- 18 Zit. nach: Dieter Sudhoff/Hans-Dieter Steinmetz: Karl-May-Chronik. Bd. I 1842-1896. Bamberg/Radebeul 2005, S. 363.
- 19 Karl May: Die Sklavenkarawane. In: Der Gute Kamerad. 4. Jg. (1889/90).
- 20 Mehr zu Emin Pascha und Karl May in: Johannes Zeilinger: »Ich, ein einzelner Mensch gegen ein Land voll von Blut, Mord und Verbrechen«. Dr. Emin Pascha – ein Held Karl Mays. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (Jb-KMG) 2003. Husum 2003, S. 273-311.
- 21 Karl Roßbach: Drei Eroberer. In: Deutscher Hausschatz. XV. Jg. (1888/89), S. 244; der Jahrgang ist im Internet zu finden unter:
www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/primlit/zeitschriften/hausschatz/15-1888-89/index.htm
- 22 Ebd., S. 245.
- 23 Vgl. Bernhard Kosciuszko: »In meiner Heimat gibt es Bücher ...«. Die Quellen der Sudanromane Karl Mays. In: Jb-KMG 1981. Hamburg 1981, S. 64-87.
- 24 Dazu auch: Murray Gordon: Slavery in the Arab World. New York 1989.
- 25 Dazu auch: Robert C. Davis: Christian Slaves, Muslim Masters: White Slavery in the Mediterranean, the Barbary Coast, and Italy, 1500-1800. New York 2003.
- 26 Ebeling, wie Anm. 14, S. 39.
- 27 Elikia M'bokolo: The impact of the slave trade on Africa. In: Le Monde diplomatique, Internet edition. London, April 1998
www.monediplo.com/1998/04/02africa
- 28 Dazu auch: Albert Wirz: Sklaverei und kapitalistisches Weltsystem. Frankfurt a. M. 1984.
- 29 Zit. nach Bade, wie Anm. 1, S. 542.
- 30 Zit. nach ebd., S. 543.
- 31 Zit. nach: Ulrike Weinhold: Deutschlands Sklaven. Arbeitszwang in Deutsch-Ostafrika (1890-1918). In: Slavernij en bevrijding in Oost-Afrika, wie Anm. 2, S. 323.
- 32 Karl May: Der Mahdi. Erster Band. Am Nile. In: Deutscher Hausschatz. XVIII. Jg. (1891/92); Fortsetzung: Der Mahdi. Zweiter Band. Im Sudan. In: Deutscher Hausschatz. XIX. Jg. (1893).
- 33 Zit. nach Sudhoff/Steinmetz, wie Anm. 18, S. 312.
- 34 Zu Karl Mays Roman siehe auch: Karl Mays »Im Lande des Mahdi«. Hrsg. von Dieter Sudhoff/Hartmut Vollmer. Oldenburg 2003.
- 35 Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. XVI: Im Lande des Mahdi I. Freiburg 1896; ders.: Gesammelte Reiseromane Bd. XVII: Im Lande des Mahdi II. Freiburg 1896; ders.: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XVIII: Im Lande des Mahdi III. Freiburg 1896.
- 36 May: Im Lande des Mahdi I, wie Anm. 35, S. 147f.; Reprint Bamberg 1983.
- 37 Aus allen Welttheilen. 2. Jg. (1871), S. 318f.
- 38 Etienne-Félix Berlioux: La traite orientale. Paris 1870.

- 39 May: Im Lande des Mahdi I, wie Anm. 36, S. 152.
- 40 Mehr zur Biographie des sudanesischen Mahdis in: Johannes Zeilinger: Mohammed Achmed ibn Abdullah. Der sudanesische Mahdi. In: Sudhoff/Vollmer, wie Anm. 34, S. 114-149.
- 41 Peter M. Holt: The Mahdist State in the Sudan 1881-1898. A study of its origins, development and overthrow. Oxford ²1970, S 109f. (Übersetzung Zeilinger).
- 42 Zit. nach ebd., S. 59 (Übersetzung Zeilinger).
- 43 Zit. nach ebd., S. 23 (Übersetzung Zeilinger).
- 44 Zit. nach: Wilfried Westphal: Sturm über dem Nil. Der Mahdi-Aufstand. Aus den Anfängen des islamischen Fundamentalismus. Sigmaringen 1998, S. 391.
- 45 Zit. nach Sudhoff/Steinmetz, wie Anm.18, S. 430; der komplette Text der Karte ist wiedergegeben in: Karl May's Gesammelte Werke und Briefe Bd. 91: Briefwechsel mit Friedrich Ernst Fehsenfeld. Erster Band. 1891-1906. Hrsg. von Dieter Sudhoff. Bamberg/Radebeul 2007, S. 82.